Über den Autor

Hallo, liebe Leserinnen und Leser!
Mein Name ist Benjamin Spang, ich bin Jahrgang 84 und wohne im Saarland. Kreativ war ich schon mein ganzes Leben lang. In meiner Kindheit habe ich Comics gezeichnet, ging dann dazu über eigene Computerspiele zu erstellen bis ich vor ein paar Jahren mit dem Schreiben begonnen habe. Angefangen habe ich mit Kurzgeschichten, die durchweg positive Kritiken erhalten haben. Der nächste Schritt war klar: Mein erster Roman musste her. Diesen halten Sie gerade in Ihren Händen und ich hoffe, dass er Sie gut unterhalten kann.

Schreiben Sie mir doch nach dem Lesen eine kurze Email:
kontakt@benjaminspang.de.

Vielen Dank!

Impressum
© 2016 Benjamin Spang,
Am Franzschacht 4, 66299 Friedrichsthal

Sie finden mich im Internet unter:
www.doppelmondsaga.de

Buchcover: Simon Kramhöller und Benjamin Spang
Lektorat: Kerstin Fricke
Korrektorat: Claudia Hahn
Illustrationen: Simon Kramhöller
Satz: Cathy Kirn

Startnext

Um dieses Buch in einer professionellen Form veröffentlichen zu können, habe ich im Frühjahr 2015 eine Crowdfunding-Kampagne auf der Plattform Start Next gestartet.

Ein herzliches Dankeschön an die folgenden Unterstützer, die dieses Buch möglich gemacht haben:

Marion Lonsing, Sam Lucic, Steffen Schmitt, Marius Zunker, Diana Steinborn, Sebastian Meisel, Andres Novac, Andreas Heldt, Frank Schultz, Kari Lessír, Elli Minz, Tinka Wallenka, Rainer Lonau, Andreas Hüttig, Robert Mueller, Pablo Tesch, Sven Burow, Diana Rixecker, Oliver Iking, Eva Burkhard, Manuela Kehl, Martina Biedermann, Tom Weber, Nadja Dörfler, Christiane Peters, René Gäbler, Jasmine Wagner, Julia Burkert, Daniel Schreiber, Sven Schneider, Cathy Kirn, Stephanie Rathmann, Christian März, Nicholas Vega, Carsten Blümel, Joanna Disch, Daniel Igel, Heiko Andresen, Dennis Nitsche, Daniel Zimmer, Thomas Schwarz, Nadine da Fonseca, Silke Vetter, Tobias Wißmann, Jessica Rösner, Marc Haßdenteufel, Elisabeth Redel, Ute Zawar, Manon Zawar, Jörg Häusler, Jonas Sunde, Moritz Graus, Carine Hensgen, Daniela Herbst, Sebastian Klos, Bjoern Heussner, Franziska Kellner, Jasmin Bost, Sven Braun, Frederic Macchi, Selina Fickinger, Christina Mühle, Melanie Nix, Mathias Wendeler, Michael Wilke, Anika Arweiler, Katharina Jach, Simone Krüger, Santiago Conde Contreras, Nicole Hannemann, Timo Stegink, Nils Faltin, Danny Gandy, Oliver Altmeyer, Olaf Krautwurst, Rebekka Nepomuk, Jennifer Mohr, Renate Stein, Christian Eissing, Martin Breinig, Mirsad Jakupovic, Ute Walenski, Miriam Debus, Heiko Idensen, Annika Eissing, Peter Hildebrandt, Madita Kohrt, Dirk Amann, Reimund Nyzak.

Weitere Informationen finden Sie auf www.blutgegenblut.de.

Danke auch an meine Testleser:
Annika Eissing, Sabine Osman, Nina C. Hasse, Daniela Pozzi, Sandra Marquardt, Simone Krüger, Peter Hildebrandt, Christina Mühle.

BLUT GEGEN BLUT

von Benjamin Spang

I

„3, 2, 1. Los!“, rief der Arbeiter. Katrina machte einen gewaltigen Satz, legte einen guten Start hin und packte das Seil. Sie überkreuzte die Füße und zog sich stückweise nach oben in Richtung Zeppelinballon. Ein kurzer Blick auf die gegenüberliegende Seite verriet ihr, dass Theobald und Gwendolyn auf gleicher Höhe waren. Ebenso wie ihre anderen Arbeitskollegen hatten sie solch einen Auftrag nicht zum ersten Mal.

„Ich habe eine Wette laufen, dass mindestens einer von euch das Pendel machen wird!“, plärrte der Arbeiter vom Deck des Luftschiffes nach oben, aus dessen Stimme man sein dreckiges Grinsen heraushören konnte.

Kurz nach der Mittagspause landete der Perko am Ufer vor der Werkstatt, und der Kapitän gab eine Komplettbehandlung in Auftrag. Es war jedes Mal ein kleiner Wettkampf, wer es zuerst nach oben schaffte, und eine enorme Herausforderung, sich dort auch halten zu können. Ebenso wenig zu verachten war die Tatsache, dass sie ohne jegliche Sicherung auskommen mussten.

Als Katrina die riesige Hülle erreichte, griff sie nach einer Masche des groben Netzes, das aus zusammengeknüpften Seilen rings um den gesamten Ballon gespannt war. Bei jedem Handgriff hörte man deutlich das Knarzen der Fasern, das bald von dem immer heftiger werdenden Wind übertönt wurde, je höher sie sich emporzog. Zunächst musste sie sich mit den Händen nach oben ziehen, woraufhin die Muskeln in ihren Armen immer heftiger brannten. Zu alledem schien der Wischmob, den sie sich auf den Rücken geschnallt hatte, immer schwerer zu werden. Ein paar Meter weiter oben schob sie erleichtert ihre Schuhe in die Maschen und konzentrierte sich nach einem schwindelerregenden

Blick nach unten schnell wieder auf ihr Ziel. Masche für Masche ließ sie unter sich, und ihre Muskeln schmerzten immer mehr.

„Erster!“, hörte sie über sich, als sie gerade die Mitte des Ballons unter sich gelassen hatte. Es klang nach Theobald. Katrina biss die Zähne zusammen und erklomm die letzten Meter, die mit der Enttäuschung im Hinterkopf noch schwerer zu bewältigen waren.

„Ich freue mich auf das Mittagessen morgen“, sagte Theobald und reckte seinen Wischmob triumphierend in die Höhe. Dann kam er Katrina gebeugt und mit vorsichtigen Schritten entgegen und reichte ihr eine Hand.

„Weg da, ich kann das!“, fauchte sie außer Atem, kletterte gebückt weiter und fand kurz darauf einen festen Stand.

„Bist du noch schlechter im Verlieren als im Klettern?“, fragte Theobald.

Katrina schnaufte und grinste ihn an.

„Das erinnert mich an deine letzte Schweißnaht“, erwiderte sie und rang nach Luft. „Poren so groß wie Schraubenköpfe.“

„Ja, sehr witzig!“, sagte Theobald und bückte sich, um einen Sicherheitsgurt aus der Halterung der Seilmaschen zu lösen und ihn sich um die Hüfte zu schnallen. Katrina zog ächzend den Mob vom Rücken, stützte sich mit einem Arm darauf ab und genoss den kühlen Wind und die Aussicht.

Auf dem riesigen See, an dessen Rand sie sich befanden, spiegelte sich das grelle Licht der beiden Monde, die genau über ihnen standen. Die kräuselnden Wellen lenkten den Blick in die Ferne, wo der Rauch der Fahrzeugfabriken von Hofstein in unterschiedlichen Grau- und Brauntönen aus den Schloten in die Luft stieg. Der Wind drängte die zähe Masse an die graue Felswand des Silbergebirges, das links der Stadt lag und zugleich die Grenze zum dunklen Land darstellte und davor schützte. Unterhalb der Berge konnte man die Walldörfer sehen. Katrina kniff die Augen zusammen und versuchte, das Dach ihres Hauses zu erkennen, aber die riesige Schutzmauer vor der Stadt verdeckte die Sicht.

Gerne hätte sie hier oben einmal tief durchgeatmet, aber das war nicht möglich, denn sie spürte in ihrem Brustkorb einen Druck, der sie scheinbar nicht mehr verlassen wollte. Es fühlte sich an, als würde sie immerzu die Luft anhalten, dabei atmete sie ganz normal. Seit wann das so war, wusste sie nicht, die Ursache dafür kannte sie hingegen ganz genau.

„Vergiss den Gurt nicht!“, rief Theobald. Katrina schaute an sich herab und stellte fest, dass sie noch nicht abgesichert war.

Schweigend bückte sie sich, strich sich die schwarzen Haare, die durch den Wind herumgewirbelt wurden, hinter die Ohren und schnallte sich den Sicherungsgurt um.

„Ist Hendrik noch sauer auf dich?“, erkundigte sich Theobald.

„Ich weiß es nicht, und es ist mir auch egal. Ich habe ihm gestern gesagt, dass ich keine Zeit habe. Wenn Oswald es nicht für nötig hält, weitere Schweißer einzustellen, bleibt nun mal Arbeit liegen!“

„Ich habe gehört, dass er heute Morgen einen ordentlichen Rüffel bekommen hat. Meinte zumindest Gwendolyn, die die Raserei in der Garage neben Oswalds Büro mitbekommen hat.“

„Ihr zwei ... Wie macht ihr das nur?“, erklang eine Stimme von unten. Kurz darauf erschien Gwendolyn, die sich schnaubend Stück für Stück an der Seite des Ballons nach oben zog. Ihre blonden Haare flogen umher, sodass man ihr Gesicht kaum sehen konnte. Theobald half ihr auf dem letzten Meter, und oben angekommen richtete sie sich mit wirrem Haar auf, zog den Sicherheitsgurt aus dem Maschennetz um ihre Hüften und nahm dann den dicken Schlauch vom Rücken, der über den Ballon nach unten führte.

„Dieses Ding gibt dir das Gefühl, du würdest das Doppelte wiegen“, sagte sie und legte ihn sich auf die Schulter, bevor sie sich nach vorne gebeugt auf den Oberschenkeln abstützte, um zu Atem zu kommen.

„Da bist du mal nicht in der Kleister-Mannschaft und meckerst trotzdem rum“, entgegnete Katrina und schaute zu Hendrik und

den anderen beiden, die es mit ihren Eimern und Pinseln mittlerweile auch auf das andere Ende des Ballons geschafft haben.

„Macht schon! Ich will das hinter mich bringen!“, rief Hendrik mit einem deutlich gereizten Tonfall.

Gwendolyn drehte das Ventil an der Spritze auf, und ein Schwall Seifenwasser ergoss sich auf Hülle und Seile. Bald wurde der Schwall zu einem starken Strahl, den sie gleichmäßig hin und her bewegte, während sie den Ballon abging. Kurz darauf war der gesamte Ballon nass. Das Wasser floss an den Seiten herab und plätscherte auf das Deck des Schiffes oder in den See, auf dem es ankerte. Katrina und Theobald führten ihre Wischmobs über die Hülle. Der Vogelkot war an vielen Stellen so stark eingetrocknet, dass sie mehrmals darüberwischen mussten. Die anderen Arbeiter begannen sofort damit, auf die bereits gesäuberten Stellen eine frische Kleisterschicht aufzutragen. Der Gestank der zähen Masse fraß sich in die Nasen der Arbeiter. Wer eine freie Hand hatte, schob sich sein Hemd vor das Gesicht, um nicht allzu viel von den Dämpfen einatmen zu müssen. Einmal auf der Hand oder der Kleidung, konnte man diese Substanz kaum wieder entfernen. Brachte man sie auf korrekte Weise auf den Ballon auf, machte sie ihn widerstandsfähig gegen Schmutz, aber auch gegen kleinere Geschosse. Katrina war froh, dieses Mal nicht diese Drecksarbeit machen zu müssen, und bemerkte bei diesem Gedanken, dass Hendrik sie mehrmals mit seinen grimmigen, dunklen Augen anstarrte. *Soll er doch sauer auf mich sein*, dachte sie und konzentrierte sich wieder auf ihre Arbeit, was sie schon genug anstrengte. Da sie mit ihren Gedanken häufig in der Vergangenheit war, hatte sie in letzter Zeit viele Fehler gemacht. Darüber ärgerte sie sich immer wieder, denn sie konnte das Geschehene schließlich nicht rückgängig machen.

Gwendolyn war fertig mit dem Bewässern, zog das Ventil des Schlauches wieder zu und schob ihn einmal durch eine der Maschen der Hülle, damit er nicht herunterfallen konnte. Mit einem Lappen und einer Tube Speziallösung aus ihrer Tasche ging sie

neben Katrina auf die Knie, um die hartnäckigeren Verschmutzungen zu bearbeiten.

Die Arbeiter um Hendrik, die den Kleister Pinsel für Pinsel auftrugen, holten bald zu der Putzkolonne auf und befanden sich dicht hinter ihnen. Katrina konzentrierte sich auf eine besonders widerspenstige Stelle und schrubbte mehrmals mit dem Wischmob über die weiß-braune Kruste, die sich einfach nicht löste.

„Katrina, pass auf!“, rief Gwendolyn auf einmal. Katrina blickte auf und bekam von hinten plötzlich einen so heftigen Stoß, dass sie nach vorne fiel und über den seifigen Ballon rutschte. Sie sah noch Theobald, der versuchte, ihren Sturz aufzufangen, aber ins Leere griff. Mit den Armen rudernd und einen langgezogenen Schrei ausstoßend stürzte sie nach unten in Richtung Schiffsdeck, über dem sie dank des Sicherungsseils ruckartig stoppte. Kurz blieb ihr die Luft weg, und sie ächzte, dann hustete sie und spürte gleichzeitig einen stechenden Schmerz im Becken. Wie ein Pendel schwang sie hin und her. Wenige Meter unter ihr applaudierte der Schiffsarbeiter schadenfroh und grinste so breit, dass man selbst von so weit oben seine Zahnlücken sehen konnte. Ihre Arbeitskollegen am Kai der Werkstatt grölten und lachten. Plötzlich stürzte auch Theobald und schwang entgegengesetzt zu Katrina hin und her, was die Menge erst richtig zum Toben brachte.

Als sie beide auf gleicher Höhe waren, griff Theobald nach Katrina und drückte sie fest an sich.

„Alles okay?“, fragte er.

Katrina spürte seinen warmen Atem auf ihrem Gesicht.

„Ja, mir geht es gut“, flüsterte sie und richtete den Blick nach unten, bis sie beide still an den Seilen hingen.

Werkstattleiter Oswald kam auf den Kai heraus und tobte.

„Macht eure Arbeit, ihr Idioten! Helft den beiden runter, aber schnell!“, schrie er.

„Dieser Mistkerl wollte sich dort oben raufen“, erklärte Theobald. „Hat von dem Zeug natürlich nichts abbekommen, weil er

auf mir gelandet ist, dieser elendige ...“

Katrina drehte das Ventil auf und spritzte Theobald ein weiteres Mal mit dem Wasserschlauch ab. Sein ganzer Rücken war mit dem schwarzen Kleister bedeckt. Erst nach mehreren Durchgängen, bei denen sie es auch mit Terpentin versuchte, sah man langsam wieder seine Haut, die sich allerdings stark gerötet hatte.

„Ah, ist schon gut! Hör auf!“, verlangte Theobald, als Katrina seinen Rücken mit dem Scheuerschwamm berührte.

„Der Rest muss sich mit der Zeit von selbst lösen“, sagte er und zog ein frisches Hemd an, ohne sich abzutrocknen. Der Geruch des Kleisters zusammen mit dem des Terpentins ergab eine Mischung, die einem die Tränen in die Augen trieb.

„Heute haben wir sogar zwei Gewinner!“, rief Oswald, der gerade die Halle betrat. Die Arbeiter und Handwerker schauten von ihren Maschinen, Lastern oder Traktoren auf, an denen sie gerade herumschraubten.

„Meine lieben Kollegen, eines kann ich euch für morgen versprechen: Eure Stiefel werden blitzen wie gleißendes Licht aus den Scheinwerfern unserer glorreichen Soldaten!“

Alle applaudierten mit einem hämischen Grinsen auf den Lippen, und Pfiffe schallten durch die Halle.

Oswald drehte sich um und kam ein paar Schritte auf Katrina und Theobald zu.

„Nach Feierabend antreten“, sagte er mit ernster Miene zu den beiden und marschierte weiter in Richtung Kai.

„Beim Hochklettern Erster, aber beim Runterkommen nur Zweiter! Ich würde sagen, damit haben wir Gleichstand, oder?“, meinte Katrina und klopfte Theobald auf die Schulter, der vor Schmerz zusammenzuckte und sie grimmig anschaute.

Nachdem die beiden den restlichen Arbeitstag hinter sich gebracht hatten, saßen sie im Flur der Umkleidekabinen und schrubbten Stiefel. Hendrik kam aus einer der Türen und knallte seine Schuhe vor Katrinas Nase. Darauf befand sich dicker, fester

Schlamm, der sich nicht einmal durch die Wucht des Aufpralls löste.

„Ich musste vorhin leider noch mal durch die Schlammgrube hinter dem Schrottplatz gehen. Aber ihr macht das schon“, sagte er und verließ mit einem hämischen Grinsen den Flur in Richtung Ausgang.

„Diesem Idioten haue ich irgendwann aufs Maul“, murmelte Katrina, beugte sich vor und griff sich die Schuhe. Beide verrichteten still ihre Arbeit, bürsteten das Leder, schrubbten die Gummisohlen und ertrugen standhaft die unterschiedlichsten Gerüche, die in ihre Nasen stiegen. Zu dem Mief der verschwitzten Füße gesellte sich noch der Gestank der Kleister-Terpentin-Mischung, die auf Theobalds Haut mittlerweile getrocknet war.

Katrina schaute immer wieder auf die Uhr an der gegenüberliegenden Wand und spürte die Anspannung in ihrem Nacken. Sie hatte schon längst zu Hause sein wollen. Ob ihre Mutter sauer auf sie sein würde? Hatte sie vielleicht gekocht? Wahrscheinlicher war, dass es wieder Suppe gab, so wie in den letzten Wochen. Sie verpasste also nichts.

Nachdem das letzte Paar Schuhe sauber in der Reihe bei den restlichen stand, fegte Theobald mit dem Besen die getrockneten Erdkrümel in die breiten Rillen des Gullideckels neben einer der Türen.

„Lass uns gehen“, sagte er, klopfte den Besen ein letztes Mal auf den Boden und stellte ihn an die Wand.

Katrina nahm ihren Rucksack aus dem Spind und ging mit schweren Füßen durch eine der hinteren Türen zur Schranke des Bauhofs, wo sie Theobald einholte und mit ihm den großen Werkshof eine Stunde später als gewohnt verließ. Sie gingen vorbei an kleinen Geschäften über schmale Treppen in noch schmalere Gässchen, in denen sie hintereinander herlaufen mussten. In einer breiteren Seitenstraße angekommen, gesellte sich Theobald wieder an Katrinas Seite.

„Weißt du, was ich nicht verstehe?“, fragte er plötzlich.

„Nein, was denn?“ Katrina steckte angespannt die Hände in die Hosentaschen.

„Warum tust du dir das an? Ich meine, dein Vater arbeitet für die Armee, aber ihr wohnt in einem der Walldörfer. Ihr könntet euch doch bestimmt ein Haus innerhalb der Stadtmauern leisten, oder?“

Katrina biss sich auf die Unterlippe. Sie hatte ihm schon zu viel von sich verraten und damit gerechnet, dass er irgendwann wieder darauf zu sprechen kam.

„Mmh. Bestimmt. Meine Oma ...“ Der Druck in ihrer Brust nahm ihr kurzzeitig die Luft zum Reden. Schnell atmete sie ein. „Meine Oma braucht uns auf dem Hof. Der ist im Familienbesitz.“

„Dein Opa ist zu alt dafür?“

„Ja“, antwortete sie und zog die Schlaufen ihres Rucksacks so fest nach vorne, dass es fast schon schmerzte. Konnte er nicht einfach schweigend neben ihr herlaufen?

„Und wo habt ihr vorher gewohnt?“, wollte Theobald wissen und wich einem Händler aus, der ihm mit einem Schubkarren auf dem Gehweg entgegen kam.

„In Hellmark“, sagte sie etwas lauter, bevor er wieder neben ihr lief.

„Ihr seid aus Hellmark an die Grenze zum dunklen Land gezogen?“

Katrina nickte, biss die Zähne zusammen und richtete den Blick nach vorn auf das Straßenpflaster, das sie kurz darauf in eine breite Hauptstraße führte, wo ein geschäftiges Treiben herrschte. Händler luden Waren auf ihre Holzkarren, Bauersfrauen mit vollen Weidenkörben wechselten laut schnatternd die Straßenseite, und zwei schnauzbärtige Männer, die auf ihren Kutschen saßen, unterhielten sich unüberhörbar darüber, wo man hier die besten Fleischkeulen essen konnte.

„Aber diese Arbeit bei Oswald. Das musst du doch nicht machen, oder?“

Warum muss er ständig Fragen stellen?, dachte sie.

„Ich will dazulernen. Ich liebe es, Dinge zu reparieren. Es gibt kein schöneres Gefühl, als etwas Kaputtes wieder ganz zu bekommen“, erwiderte sie. Ihr wurde warm ums Herz, als sie das sagte. Gleichzeitig bekam sie aber auch eine Gänsehaut, weil sie ihm verschwieg, dass sie das tun musste, da sie die Einzige war, die noch Geld nach Hause brachte.

Theobald nickte und setzte einen Gesichtsausdruck auf, als würde er sie verstehen, sagte aber nichts mehr dazu.

„Und Oswald ist recht bekannt, auch in Hellmark“, fuhr Katrina fort. „Wenn er ein gutes Wort für mich einlegen kann oder mir gute Arbeitspapiere ausstellt, ist das eine Menge wert!“

„Klingt einleuchtend“, meinte Theobald und nickte abermals. Katrina hoffte, seinen Fragenkatalog zu ihrer Vergangenheit jetzt ausreichend beantwortet zu haben. Dabei kam ihr in den Sinn, dass sie heute eigentlich vorgehabt hatte, in die Kirche zu gehen, aber jetzt war es bereits so spät, dass sie nicht wusste, ob der Priester sie noch reinlassen würde. Der gütige Allvater hatte bestimmt Verständnis, wenn sie ihm ihre Wünsche ausnahmsweise von ihrem Bett aus vortrug.

Sie gingen immer weiter die Straße entlang und kamen bald zum Stadttor, dem einzigen Zugang durch die Schutzmauer in Richtung der Walldörfer. Mit den spitzen Stahlpfählen wirkte es wie das offene Maul einer Bestie, das einen morgens verschlang und abends wieder ausspuckte. Oder umgekehrt, je nachdem, auf welche Seite der Mauer man gehen musste, um sein Geld zu verdienen.

Der Boden wechselte von harten Pflastersteinen zu braunem Schotter, über den sie einige Minuten schweigend nebeneinander hergingen, bis sie an der Weggabelung ankamen, an der sich ihre Wege trennten.

„Wir sehen uns dann morgen“, sagte Katrina, hob kurz eine Hand zum Abschied und bog nach rechts ab, als Theobald sie an ihrem Rucksack festhielt und an sich zog.

„Hey, was machst du ...“, setzte sie an, aber dann drückte er auch schon seine Lippen auf ihre und ließ sie dort verweilen. Zuerst war sie geschockt, danach hielt sie einfach nur still. Ihr Herz machte einen Sprung, und ihr wurde schlagartig heiß, aber auf eine angenehme, entspannende Art.

Nach einer gefühlten Ewigkeit löste er seine Lippen von ihren, verharrte jedoch wenige Zentimeter vor ihrem Gesicht und schaute ihr tief in die Augen. Katrina hielt die Luft an.

„Gehen wir am Sonntag nach der Kirche zusammen picknicken?“, fragte er.

„Mmhmm“, hauchte Katrina zustimmend und versank in seinen dunkelblauen Augen.

„Gut“, sagte er, drehte sich grinsend von ihr weg und ließ sie auf dem Feldweg stehen. Kurz sah sie ihm noch hinterher, drehte sich dann aber hastig um und ging zögerlich weiter. Falls er sich noch einmal umschaute, sollte er sie nicht so dastehen sehen. Er sollte nicht merken, dass sie verwirrt war und nicht wusste, ob sie das wirklich wollte. Theobald war bisher nur ein guter Freund gewesen, wenn überhaupt. Sie kannte ihn kaum, und seine ganzen Fragen waren ziemlich nervtötend. Was, wenn er weitere stellen würde? Oder gar zu ihr nach Hause kommen wollte?

Auch wenn das gerade das Schönste war, was ihr in den letzten Wochen und Monaten passiert war, versuchte sie, es auszublenden. In ihrem Kopf war einfach kein Platz mehr.

Als sie um die letzte, wild bewucherte Kurve bog, sah sie den Bauernhof mit seinem Vorgarten. Ihre Mutter und vor allem ihre Oma hatten ihn einst mit großer Leidenschaft gepflegt, sodass nicht selten Menschen davor stehen geblieben waren, um die schönen Büsche und bunten Blumen zu bewundern. Freche Bauernjungen hatten hin und wieder versucht, ein paar Blumen zu pflücken, dabei jedoch immer damit rechnen müssen, Omas Besen durch das Fenster auf den Kopf zu bekommen. Jetzt sah man bereits auf große Entfernung, wie sich Büsche, Gräser und

Unkraut den Weg bahnten und sogar schon durch den kleinen Holzzaun ragten, der den Garten umgab.

Im Vorbeigehen musterte Katrina den LKW ihres Vaters, der in der Einfahrt langsam vor sich hinrostete, und öffnete die kleine Gartentür.

Über die beiden Betonstufen erreichte sie die Haustür und hielt kurz inne. Was würde sie heute erwarten? Was hatte ihre Mutter den ganzen Tag gemacht? Der Druck in ihrem Brustkorb nahm zu und wurde noch schmerzhafter. Angespannt drückte sie den Griff nach unten und öffnete die Tür.

2

Sofort umhüllte sie ein Gefühl der Taubheit. Fast schon neben sich stehend schaute sie in die Küche und dann durch den breiten Türbogen in den angrenzenden Raum.

Zu hören war nichts. Sie legte ihren Rucksack ab, zog die Schuhe aus und genoss die Kälte an ihren Fußsohlen.

Als sie sich umdrehte und einen Schritt auf den Küchentisch zuging, roch sie die Suppe und entdeckte auf dem Herd den großen Topf. Ob sie nicht vielleicht doch lieber hungrig ins Bett gehen sollte?

„Da bist du ja!“

Katrina sah wieder in Richtung Türbogen, in dem plötzlich ihre Mutter stand. Sie sah müde aus, hatte ihre langen, ungewaschenen Haare zusammengebunden und trug dieselbe Kleidung wie in den letzten Tagen. In der Hand hielt sie ein Glas Wasser. Katrina hoffte zumindest, dass es Wasser war.

„Ich musste länger arbeiten“, sagte Katrina und musterte die Bewegungen ihrer Mutter, die in Richtung Herd ging.

„Gut. Setz dich, ich habe uns Suppe gekocht.“

Sie scheint klar im Kopf zu sein, dachte Katrina erleichtert und nahm am Küchentisch Platz, wo schon ein Löffel für sie bereitlag.

Zittrig stellte ihre Mutter einen vollen Suppenteller vor Katrina, die mit einem innerlichen Seufzer den Löffel nahm und darin herumrührte.

Ihre Mutter setzte sich mit Teller und Glas Katrina gegenüber an den Tisch. Unter dem Licht der Küchenlampe traten ihre Augenringe und die Falten noch deutlicher hervor, sodass Katrina den Blick schnell wieder auf die Suppe richtete, bis vor ihrem Teller eine Hand erschien. Katrina ergriff sie und schloss die Augen.

„Allvater, der du bist in der Anderswelt“, begann ihre Mutter. „Behüte uns Menschen, gib uns Speis und Trank und die Kraft, gegen die dunklen Mächte zu bestehen.“

Katrina sprach weiter.

„Denn unser Blut ist rein. Denn unser Blut ist dein. Mögest du uns zu dir holen, bevor ein Geschöpf Yzatas unsren Leib vergiften kann!“

Kurz schwiegen beide. Das war der Teil des Gebets, bei dem man stumm einen eigenen Wunsch an den Allvater richten konnte. Katrina jedoch öffnete vorzeitig die Augen und blickte erst auf den leeren Stuhl ihres Vaters rechts und dann auf den leeren Stuhl ihrer Oma links neben sich. Machte es Sinn, den gleichen Wunsch immer und immer wieder zu äußern?

„So ist es nämlich“, sagten beide nacheinander. Dann lösten sich ihre Hände und sie begannen zu essen.

Katrina hasste diese Momente. Dieses Schweigen, aus dem sie selbst nicht ausbrechen konnte.

Sie tauchte ihren Löffel in die Suppe, beobachtete die kleinen Kräuterstücke und Fettaugen, die sich in ihm sammelten, und führte ihn zum Mund.

Den Blick hielt sie dabei gesenkt. Sie wusste, wie leicht es war, aus den Augen anderer lesen zu können.

Auch ihre Mutter richtete den Blick auf den Teller und trank ab und zu aus ihrem Glas.

„Wie war die Arbeit?“, fragte sie plötzlich.

„Gut. Anstrengend“, antwortete Katrina und schob sich einen weiteren Löffel Suppe in den Mund.

Wenn sie sich unterhielten, kamen ihre Gespräche schon lange nicht mehr über dieses Alltägliche hinaus. Knappe Fragen, ebenso knappe Antworten.

Der Geschmack der Suppe war ihr zuwider, aber wenn sie schnell schluckte, konnte sie ihn ertragen. Sonst gab es immer Brot dazu, was gut sättigte, aber dazu musste man vorher welches kaufen. Katrina selbst war zu stur, um auf ihrem Heimweg Brot zu

besorgen. Sie verdiente das Geld und ging arbeiten, während ihre Mutter den ganzen Tag zu Hause war und … irgendetwas machte. Sie wollte darüber nie wirklich nachdenken.

Kurz darauf löffelte sie den letzten Rest Suppe aus und brachte den Teller zur Spüle.

„Es ist noch welche da, wenn du willst“, meinte ihre Mutter.

„Nein, danke“, erwiderte Katrina, wusch den Teller unter dem Wasserhahn ab und stellte ihn neben den Herd.

„Gute Nacht“, sagte sie und ging die Treppe nach oben in ihr Zimmer, wo sie sich umzog, die Deckenlampe ausmachte und sich ins Bett legte, um die Zimmerdecke anzustarren. Durch die beiden Fenster drangen schwache Mondstrahlen, die ihr Zimmer in einen düsterblauen Schleier tauchten.

Auch diesen Moment hasste sie. Sie atmete tief ein und wieder aus. Den Druck in sich spürte sie im Liegen noch deutlicher. Warum konnte sie ihn nicht aus ihrer Brust seufzen oder weinen? Sie hatte schon lange nicht mehr geweint. Nachdem ihr Vater verschwunden und ihre Oma gestorben war, hatte sie oft die ganze Nacht durch geweint. Aber dann, irgendwann, waren keine Tränen mehr gekommen. Stattdessen sammelte sich scheinbar alles hinter ihren Rippen, bis sie irgendwann vor Trauer platzen würde.

Nebenan hörte man das Schnattern der Eek, der mannshohen Vögel auf zwei Beinen, deren Flügel zu klein waren, um damit in die Luft zu steigen. Ihre Schnäbel waren dafür umso größer. Zusammen mit einigen Schweinen und dem Marsal Erwin, einem Tier, das einem Pferd gleichkam, jedoch größer und hübscher war, teilten sie sich den Stall. Heute hatte Katrina zum Glück keine Arbeit mehr darin zu verrichten, so wie gestern, als sie bis Mitternacht in der Scheune gestanden hatte. Jetzt war ihr Körper dementsprechend müde, aber ihr Kopf voller Bilder. Bilder von heute, von gestern und wie es vielleicht morgen aussehen könnte.

Ihr Blick fiel auf die kupferne Dose, die auf dem kleinen Schreibtisch neben der Tür stand und im schwachen Mondlicht nur schwer zu erkennen war. Ihr Vater hatte sie ihr geschenkt, als